

Erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Die „Gießener Familienblätter“ werden dem „Anzeiger“ vierteljährlich beigelegt, das „Kreislatt für den Kreis Gießen“ zweimal wöchentlich. Die „Landwirtschaftlichen Zeitfragen“ erscheinen monatlich zweimal.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Rotationsdruck und Verlag der Brühl'schen
Universitäts- und Steindruckerei,
H. Lange, Gießen.

Redaktion, Expedition und Druckerei: Schul-
straße 7. Expedition und Verlag: 51.
Redaktion: 112. Tel.-Nr.: Anzeiger-Gießen.

Kriegsbriefe aus dem Osten.

Von unserem zum Ostheer entsandten Kriegsberichterstatter
(Unberechtigter Raubdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Durch Ostpreußen nach dem Siege.

Armee-Oberkommando Ost, 8. Sept.

In der kleinen Stadt, unsern augenblicklichen Standort, der jetzt voll deutscher Soldaten ist, waren vor acht Tagen noch die Russen. Die Bortruppen benahmten sich verhältnismäßig gut, bezahlten zum Teil und ließen die Einwohner sogar von Einquartierung frei. Das war beim ersten Besuch. Beim zweiten Mal, da man ihnen schon Unruhe und Eile anmerkte, verlangten sie innerhalb von zwei Stunden 30.000 Mark Kontribution. Der Kaplan, an den sie sich gewandt hatten, ließ von Haus zu Haus in der leeren Stadt, die von allen Bewohnern verlassen war. Er bekam die Summe zusammen; die meisten gaben das Meiste her. Der Oberst ließ das Geld ein und ließ tausend Mark zurück, „weil ihr unsere Verwandten gut gepflegt habt.“ Ich bin überzeugt, daß von dieser Kontribution die russische Regierung nicht viel zu sehen bekommt. Es soll übrigens ein Garberegiment gewesen sein, das auf diese Weise Geld eintrieb.

Als die deutschen Truppen nahen, steckte man noch schnell den Bahnhof in Brand. Die Bauern sind völlig ausgebrannt. Auf allen Stationen, die wir durchfahren, konnte man die Brandruinen der Bahnhöfe sehen und noch leicht rauchende Gefäße auf den sanften Hügel, die Seen und herrliche Tannenwälder umfließen. Der seltsam rote Abendhimmel, der nun seit drei Abenden über Ostpreußen steht, glänzte durch die zerbrochenen Fenster und umzog die schwarzen, verkohlten alten Bäume wie mit heißen Goldkugeln. Auf der andern Seite schien der Mond wie eine kupferne Platte auf dem dunkleren Himmel. Verlaufsene Straßen suchten auf den Stoppeln nach Nahrung. Fohlen hatten sich mit den Köpfen zusammengestellt.

Überall hört man die Geschichten von erschossenen, harnlosen Bürgern. Es steigt ein kalter Haß hoch, der einen zu würgen droht. Wenn Arme gegen Arme kämpft, ist der Schrecken groß, aber die Schlacht der Männer hat in ihrer Schwere etwas, das hinüberträgt über jedes Gefühl, etwas Großes, das jedes kleine Verstummen macht. Der Kampf gegen Frauen und alte Männer, den die Russen führen, läßt den Haß aufsteigen, der nur vernichten will. Ungezieser muß beseitigt werden. Es wird geschehen.

Ich habe den vielen Berichten über die Russengrenze einige Vorurteile entgegengelesen, denn ich habe zu sehr erfahren, wie im Kriegslande die Gerüchte fliegen und die Uebertreibungen. Aber gestern Abend hat mit mein Quartierwirt, ein katholischer Geistlicher, der ganz famos in dieser Zeit hier an seiner Stelle gewirkt hat, so vieles bestätigt, daß nicht mehr viel zu bestätigen übrig bleibt. Sie haben zehn Mann an die Mauer gestellt und erschossen ohne Grund, sie haben Krankenschwestern in der barbarischsten Weise getötet, sie haben den tüchtigsten und geschicktesten Handwerker der Gegend in seinem Keller erschossen wie einen toten Hund. Sie haben auf den Feldern Schießübungen nach jeder Zivilperson angestellt. Die russische Regierung wußte, daß die Kosaken keinen Geschichtswert haben, daß sie nur Heeresballast bilden, sie hat sie auf uns geheßt, wie man wilde Tiere losläßt. Sie wird die Folge tragen müssen. Mit wilden Tieren kämpft man nicht, man vernichtet sie.

Es ist zu verstehen, daß vor dem Ansturm solcher Vorden manchen die Nacht als der Dämonenzeit besserer Teil erscheint. Was es gibt Unterwürfige. In manchen Städten, die nicht weit vom Kampf waren, hat man die Sachlage gefährlicher angesehen als in anderen, in die eben die Russen eintritten. Die gute Stadt Marienwerder hat sich getroffen, daß ich von unglücklichen Eindringlingen dort berichtete. Sie meint, daß mit der Zeit für die richtige Auffassung der Verhältnisse zu fehlen scheint. Niemand wird

der schwierigen Lage der ostpreussischen Städte leichter Gerechtigkeit widerfahren lassen, als jemand, der in dieser schweren Zeit den Vorrang hatte, den Opfergeist der ostpreussischen Städte und Städtchen im weitesten Sinn kennen zu lernen. Ich mag wirklich jetzt nicht polemisieren, aber da Marienwerder selbst meint, „von einzelnen Ausnahmen abgesehen“, ließe es auch die Bürgerschaft nicht fehlen, so nehme ich an, daß ich das Bede hatte, gerade nur von diesen Ausnahmen zu hören.

In dem kleinen Ort, von dem aus ich schreibe, hat man einen Kriegsbürgermeister, einen Lehrer der Taubstummen, anstellt, gewählt. Das ganze Städtchen ist des Lobes voll. Was ich von Anordnungen hörte, ist musterhaft. Der Herr Hauptlehrer hat, da keine Ärzte da waren, auch Geburtshilfe geleistet. Es ging sehr gut: „Und der Kaiser braucht Jungens!“

Der Verwalter der Poststelle blieb hier, bis die Russen seinen Apparat zerstörten; bis dahin war er Tag und Nacht in der Arbeit und konnte durch Aufrechterhaltung des Telephondienstes außerordentlich nützen.

Der Sieg, dem wir hier so nahe ins Gesicht blicken, sieht aus dieser Menschenmäre anders aus als aus der Ferne. Ihm fehlt die fertige Märie; die Truppen marschieren weiter, ihre Arbeit hat nur gut eingesetzt, sie muß weitergehen, und die Bevölkerung kehrt in die verlassensten Wohnstätten zurück und denkt an das Wiederaufbauen. Gestern Abend ging ich durch das düstere Städtchen mit seinen engen Gassen, über denen der ferndurchdringende Rauchhimmel stand. Das Volksgemurmel des massigen Domes redet sich dunkel und hoch über den stillen Häusern, die Linden und mächtige Eichenbäume bewegen sich im Nachwind. Man hörte seinen Schritt hallen. Da sah ich hinter einem offenen Fenster eine einfache Frau, sie las halbblut das allgemeine Kirchengedicht. Dann sagte eine Männerstimme: „Herrgott ich danke Dir, daß Du uns errettet hast! — Wie, morgen um fünf muß ich einmal sehen, was aus den Kartoffeln geworden ist.“ Das Licht verlosch. Ich fand das wie ein Bild Ostpreußens nach dem Siege: Ein Schrei zu Gott und dann ein Denken an die neue Arbeit.

Neue Operationen stehen bevor. Wir dürfen darüber nichts schreiben. Man muß eben im Sande Geduld lernen. Der militärische Erfolg steht an erster und einziger Stelle, er kann durch jede Mitteilung beeinträchtigt werden. Es ist augenblicklich jedes „zu wenig“ besser als irgend ein „zu viel“. Nach einiger Zeit wird genug zu berichten sein.

Aus Briefen, die an mich gelangten, erfah ich, daß man sich die Kriegsberichterstattung in etwas unwirklichen Rechten vorstellt. Man erwartet etwa eine durchgeführte Schilderung der Schlacht von Tannenberg. Das ist gänzlich ausgeschlossen. Ein Schlachtfeld, das über 80 Kilometer Ausdehnung hat, eine Schlacht, die aus mehreren hundert Einzelgefechten besteht, Gefechten in dem Umfang einer „früheren“ Schlacht, kann kaum ein Jahr danach in der richtigen Zusammenfassung aus hundert Einzelberichten so geschildert werden, daß man ein wahres Bild des Riesenkampfes bekommt. Unwahre Bilder aus dem Mund eines Mitkämpfers eilig zusammengegriffen, lassen sich natürlich weitertragen. Aber es wird meine ganze Mühe und Arbeit darauf gesetzt sein, dem Kriegsflatsch auszuweichen. Man soll an dieser Stelle einen Abgang sehen des über alle Kassen herrlichen Lebens und Siegens unseres deutschen Heeres. Die nicht dabei sein dürfen, sollen nicht den Staub der Gerüchte, sondern den stillen Glanz unseres Ostheeres von weitem zu sehen glauben. Es wird hier keine Zeile der Zeile willen stehen. Man muß eben Geduld und immer wieder Geduld haben. Das Vertrauen, das wir irgendwo weitergeben können, der Heimat weitergeben, wird sich hoffentlich auch zu den deutschen Kriegsberichterstellern einstellen. Nach Ueberrückten der Grenze wird der Strom reichlicher fließen. Wahrscheinlich schon vorher, wenn die Kanonen, die stündlich vor unsern Fenstern vorbeirasseln, den Russen auf Neue „Victoria!“ zugebrüllt haben werden.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

In und um Verdun.

Dort, wo der deutsche Kronprinz den Widerstand des französischen Heeres erneut gebrochen hat, im Südwesten von Verdun, erhebt sich über dem Rücken der das Plateau von Souilly. Das ist ein eintöniges, wenig anziehendes Land, größtenteils von Wäldern eingeblüht, an deren Stelle sich städtische, aber nicht mehr derer niedergelassen haben. In einer großen Krümmung fließt die Eisenbahn von Bar-le-Duc das Plateau empor. Da liegt der Hauptort des ganzen Bezirkes, das große Dorf Souilly inmitten auf gebaltener Wiesen. Aber die Gegend behält ihr charakteristisches Gepräge, und erst, wenn man nordwärts in das Tal hinabsteigt, das die Eisenbahn nach Paris durchweht, ändert sich das Bild. Da steigt man mit einem Male auf Verdun. Schon zeigen die nach gedrängten Höhen zu beiden Seiten Befestigungen. Hier liegen Metz und Morhange, die den Lesern Goethes aus seiner Schilderung des Feldzuges von 1792 wohl bekannt sind. In diesen Orten behandelte sich die Lager der Preußen, bevor sie zu der verhängnisvollen Kanonade von Sedan aufbrachen; auch Goethe hatte damals in Verdun gewohnt, und dadurch, daß die preussischen Soldaten die erst halb reifen Trauben der Weinberge dieser Hügel aßen, sogen sie sich jene Krankheit zu, die nachher die Reihen der Preußen so schwer geschüttelt hat.

Morhange ist schon ein Vorort der Stadt selbst. Jeder Schritt weiter besetzt aus fruchtbarer, daß Verdun unter dem Zeichen des Mars steht. Am Bahnhof gruppiert sich ein ganzes Viertel von militärischen Bauten. Die Stadt ist voll von Soldaten; ihre Befestigung zählt zusätzlich der der umliegenden Forts ein Drittel der gesamten Bevölkerung. Das beste Bild von Verdun gewinnt man, wenn man Stadt und Umgebung von Belleville her betrachtet, einer Höhe, die im Norden der Stadt liegt. Das Bild, das sich von hier aus öffnet, ist merkwürdig genug und man vergißt es nicht leicht wieder. Die Verduner Landschaft trägt im ganzen einen traurigen, wenig erfreulichen Charakter, hier und da ein Hügel, selten einmal ein Gebirg, es fehlt der Natur an Frische und Reiz. Sie hat hier gegen die Stadt hin eine Art von Kleinigkeit gebildet, dessen Abhänge von Weinplantagen und Gärten bedeckt sind. Von Zeit zu Zeit eine Kuppe, und jede Kuppe ist von einer Befestigung gekrönt. Alle diese Befestigungen sind untereinander wieder durch Batterien und gedeckte Stellungen verbunden. Ganz in der Mitte dieses mächtigen Halbkreises liegt Verdun, welches sich von hier aus gar klein ausnimmt. Es drängt sich da um seine Kathedrale und um seine Alabaster, und es scheint zu schlafen.

Steigt man aber dann hinab, so sieht man sich doch in einer recht lebhaften Stadt. In den engen und gewundenen Straßen herrscht ein ziemlich reger Verkehr; er erscheint bedeutender dadurch, daß man in der Stadt eigentlich nirgends recht Raum und Platz findet. Dazu muß man erst zur Maas hinabsteigen. Dort gelangt man auf einen städtischen Platz und zu der breiten Brücke, die den fließenden Strom überquert. Von hier aus ist der Blick auf Verdun anziehend. Er fällt auf den Hügel, auf dem sich die alte Ansehnlichkeit, das antike Verdonium, niedergelassen hat, und den heute die Kathedrale krönt. Seine Abhänge sind ganz bedeckt mit alten Häusern, die sich um steile Hügeltreppen drängen. Hier unten, am Hügel, dehnen sich städtische Werksanlagen; und hier stehen auch die höchsten Neubauten der Stadt, ein großes Theater und das Haus der Offiziersmesse. Die Maas selbst teilt sich in fünf Arme, so daß die Viertel der Stadt am linken Ufer Inseln bilden. Ueberall ist die ganze Stadt Verdun an Geschichte- und Bau- und Denkmälern reich. Sie hat ein hübsches Stadthaus von 1623 und einen imponierenden Turm an der Porte Chauffée. Die Ansichtskartenabbildungen von Verdun müssen sich mit den Abbildungen von Kolonnen und einzelnen maurischen alten Häusern behelfen. Der interessanteste Teil der Stadt bleibt immer die Oberstadt. Das ist eine Stadt für sich, eine Stadt in der Stadt. Da steht die alte, schwerfällige Kathedrale, der Bischofssitz und das Seminar; da erheben sich hoch und drohend die Zugänge zur alten Alabaster, und da befindet sich auch der elegante Spazierweg der Stadt, die Promenade de la Roche.

Das ist Verdun, unter den vielen traurigen Provinzstädten Frankreichs wohl eine der wenigsten anziehenden. Und eine Ironie des Schicksals will, daß diese von Waffen starrende Stadt und Festung in Frankreich vor allen Dingen wegen ihres Zuckerkuchens bekannt ist. Die Bonbons von Verdun kennt jedes Kind in Frankreich; und wenn der Barier Zug die Stadt passiert, dann kaufen sich die Reisenden am Bahnhof Verduner Zuckerkuchen, wie man etwa bei uns in Deutschland auf dem hiesigen Bahnhof saure Gurken oder auf dem Nürnberger Zuckerkuchen trifft.

geboren aus dem Geist eines heiligen Krieges, strebte in jener Zeit, da deutsches Volk und deutsche Eigenart von einem fremden Eroberer mit Rufen getreten wurde, zum Ausbruch in einer gewaltigen vaterländischen Dichtung, von der leider nur wenige Trümmer spät ans Licht getreten sind. Gerade heute aber, da wir Schillers als eines der geistigen Führer unserer Heerführer gebieten, müssen wir an jenen unvollendeten Versuch von „Deutscher Größe“ erinnern, den Schiller schon 1797 plante und der uns erst vor zehn Jahren bekannt geworden ist. Der Dichter träumt hier von der wunderbaren Zukunft seines Vaterlandes, da deutsche Größe, die, eine ständige Größe ist und in der Kultur und im Charakter der Nation wohnt, die Welt beherrschen wird. Dem Deutschen „ist das Höchste bestimmt, und so, wie er in der Mitte von Europas Völkern sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Volk.“ Weh dem, „der des Briten toten Schänen huldigt und des Franken Glanz!“ „Deutsche Größe bleibt bestehen!“

Die Wiederanheilung einer abgeschnittenen Hand. Man schreibt uns: Ein schönes Beispiel dafür, welche Erfolge sich in der Chirurgie mit konservativer Behandlung — bekanntlich dem herrschenden Prinzip in der Kriegschirurgie — erzielen lassen, bildet ein interessanter Fall, den Dr. Schödlmann in der Tübinger Universitätsklinik behandelt hat: Einem Kranken war die rechte Hand von einer Futterackendmaschine glatt im Gelenk abgeschnitten worden. Alle Sehnen, Nerven, Blutgefäße waren durchgetrennt; die einzige Verbindung, die übrig geblieben war, bestand in einem 3 Zentimeter breiten Hautstück am Arme hin. Sofort nach der Verletzung war der Handstumpf an die Unterarmumhüllung geklebt und ein Notverband angelegt worden. Nach vier Wochen hatte sich die Chirurgie mit nur einem Augenblick gewarnt, daß die Hand verloren sei. Heute, wo man, wie gesagt, auf dem Standpunkt des Mannens steht, verurteilt man in der Tübinger Klinik das verfehlte Glück zu erhalten. Man wählte zunächst die Knochennaht, dann die Sehnen- und schließlich die Blutgefäße, umständlich an der Hand. Die ungenutzte Wunde wurde durch einen vollen Erfolg belohnt, denn die Hand ist wieder angeheilt und in gewissem Grade funktionstüchtig. Allerdings haben auf diesem überaus feinen Reizmittel mehrere glänzende Beispiele beigetragen, wie der zweckmäßigste chirurgische Notverband, der die Fortanbildung des abgetrennten Gliedes ermöglicht, und weiter das Ausbleiben jeder Eiterung, die den Anheilungsprozeß unterbrochen hätte.

Schiller und der Krieg.

Unter den guten Genien, die das deutsche Volk in schwerer Stunde als geistige Helfer heraufbeschied, steht unser Nationaldichter Schiller mit an erster Stelle, und neben den Worten Friedrichs des Großen, Bismarcks und Nolles hat man auch diesmal am häufigsten seine Schiller'schen Worte, wenn es galt, die Herzen zu erheben und die Begeisterung zu entfachen. Und wahrlich! Der Schöpfer des „Wallenstein“ und „Tell“ ist gerade jetzt der rechte Prediger und Prophet der Zeiten, denn unter den deutschen Völkern ist er so recht eigentlich der Sänger des Krieges, und der Pulsschlag seines Dichtergeistes schlägt kaum je so voll und hart, als wenn er sich in Kriegszeit und Kriegsleben bewegt. Man merkt es ihm an, daß er ein Soldatenkind war, aufgewachsen unter dem Rauschen der Trommeln und dem trostlosen Ton des Weichs. Dem lebhaften Knaben erzählte der Vater vom Lagerleben, aus dem Feld, von seinen kühnen Ausfahrten in den Niederlanden, von dem Feldzug 1757 in Schlesien und Böhmen, von der Schlacht bei Leuthen und von andern Kriegssagen, die er im württembergischen Dienst mitgemacht. Hätte Schiller doch beinahe im Lager das Licht der Welt erblickt, schwärmte doch um den heimischen Herd die heldenhaften Bilder einer wehrhaften Zeit! Freude an Krieg und Kampf belebte den Karlsruher, der seine besten Jugendfreunde unter Soldaten findet, in Scharfschützen, Karo und andern. Viele Lust an der Schätzung des „wilden eisernen Büfelfieles“ kommt schon in seinem mächtigen Jugendgedicht „Die Schöpfung“ zum Ausdruck, und echte, edle Kriegersitten sind die Männer, die er sich nach dem unreifen Selbstmord des Ritters Rorach zum Gegenstand der Dichtung wählt; ernstlich denkt er an ein Exos, das die Taten Friedrichs des Großen verherrlicht, dann tritt ihm Christus Nolles königliches Königen und Hellen mit lebensdienlicher Lebendigkeit vor die Seele, und schließlich bleibt der innere Blick an jenen dänischen, großen Heerführer haften, dessen strenges, geordnetes Bild er auf den Grund seiner reifen, ruhigen und wachen Zeit des dreißigjährigen Krieges zeichnet. In den meisten Dramen Schillers streben und blitzen die Schwerter, schneidern die Trommeln und weichen des Menschen tapfere Kampfgenossen, die Hölle. Aber sein eigentlicher Kriegsgedanke ist doch diese gewaltige Wallenstein-Epöpe, von der man richtig gesagt hat, daß ein Waidgenosse sie erfüllte, in der der eherner Wallenstein des durch Napoleon entsetzten Selbstgeistes widerhallt, wie es der Dichter im Prolog selbst bedeutend auspricht. Und in diesem dramatischen Hingehen auf Wallenstein und Napoleon ist das künstlerisch

Höchste das Vorbild der tragischen Wandlung. Wallenstein's Lager, in dem sich lichter Dämmer mit wolkenem Genie zu einer einzigartigen Verkörperung des Soldatengeistes vereinigt. Aus dem leichtsinnigen Leben und Treiben der Soldaten, aus dem dumpfen und wilden Gelärm dieser farbenbunten Waffenswelt steigt wie eine dämonische Göttergötter das wilde Meer der Volkstiden Jäger auf, leuchtet der stille Gehalt eines höheren Zweckes in den hochgehenden Worten des ersten Kurfürsten, erhebt sich die finstere erhabene Gestalt des vergötterten Feldherrn, „und der Geist, der im ganzen Körper zu leben, wölgt gewaltig wie Wüstenwaben aus dem inneren Reiter mit.“ Wie hier die Ehre des Soldaten über das verlorene Dunkel einer entstellten Zeit triumphiert, so wird in des Dichters späteren Dramen die Idee des Krieges gedankt und auf jene menschliche Größe geboten, in der seither das Schiller'sche Ideal des Krieges dem deutschen Volk in allen seinen Kämpfen vorangeführt. So hat er den Krieg als ständige Fortsetzung in jenen berühmten Versen der „Braut von Messina“ bezeugt: „Der Krieg hat auch seine Ehre, der Vorgesetzter des Menschen.“ Als der große Schmeißer der Nation erscheint er hier, der den Menschen, der „in Frieden verblüht“, zum Bewußtsein seines Wertes und seiner Kraft bringt, ihn auf sein kleines Eigenglied verachtet, läßt, um es dem Gesamtwillen der Nation zum Opfer zu bringen; als der große Arzt offenbart sich der Krieg, der das Unglück aus dem Volkstücker ausführt und „alles zum Ungemeinen erhebt“, Kraft und Größe aus Licht bringt. In diesem Gedanken der Erhebung eines Volkes zum Schutze seiner Ehre und Märie, des bedrohten Vaterlandes, von Weib und Kind wird der Krieg zu einer heiligen Handlung, und in der Wundergestalt der „Jungfrau von Orléans“ tritt so der Genius eines gerechten Krieges hervor, der geführt wird um die höchsten Güter eines Volkes. Noch näher aber ist Schiller dem Kern einer neuen großen Zeit in seinem „Tell“ gekommen, in dem das „Volk in Waffen“, der Befreiungskampf so wunderbar vorausgesehen ist, daß das Wort des Dichters zur Wirklichkeit wurde, da die Zeit erfüllt war. Als leuchtende Sterne schweben allen Kämpfern Deutschlands diese Worte voran wie die: „Nichtwärtig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ „Das ist unschuldig, heilig, menschlich, gut, wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“ „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.“ „Ans Vaterland, ans Vaterland, schließ dich an.“ „Das Nationalgefühl, das der Dichter hier in unvergänglichen Versen seinem Volk eingeprägt und in den Sinn geklärt, es ist die höchste Gabe, die der sterbende Seher uns hinterlassen. Sein Dichtgenie,

Auf den Straßen um Paris.

Ein eindrucksvolles Bild von einer Front auf der Straße zwischen Clermont und Paris, die inmitten der Vorbereitungen für die Eroberung der französischen Hauptstadt unternommen wurde, zeichnet O. Dietrich im „Corriere della Sera“. Er kommt zunächst nach Clermont, 50 Kilometer nördlich von Paris, und findet die Stadt zwar voller Bewegung, aber trotz der Nähe des Feindes doch ruhig. „Jeden Augenblick könnte ein Wechselschlag eintreten, weil die französische Artillerie sich gerade in der Stadt aufgestellt hat, die die einzige erhöhte Lage in der ganzen umgebenen Ebene hat. Der Befehl, die Stadt zu räumen, ist bereits gegeben; aber ein guter Teil der Bevölkerung bleibt zurück, denn er ist überzeugt, daß die Deutschen nicht durchkommen, was soziale Franzosen sind. Auch die Soldaten an der Front, die den schließlichen Stoß erwarten, sind viel ruhiger als die andern, die ich in den Reservestellen sah. Diese haben nur eine einzige Sorge: Paris. Sie fragen mich alle, Offiziere und Soldaten, mit gleicher Angst: Was macht man in Paris? Was denkt man? Ist die Bevölkerung ruhig oder brennt Paris? Und wenn ich sie versichere, daß abgesehen von den Märschen die Pariser sich damit abgefunden haben, auch eine Belagerung zu erdulden, so sehe ich, wie alle Gesichter sich aufheben. Die Erinnerung an die Kommune ist noch so lebendig. „Ich fahre gegen Paris auf der großen Nationalstraße zurück, die auch schon die schweren Schäden des Krieges erlitten hat, die lange nicht geheilt werden konnten. Es ist Mittagsstunde. Die Straße, die sich zwischen zusammenhängenden Gebäuden hinzieht, ist mit Karawanen von Flüchtlingen bedeckt, die im Schutze der Dunkelheit von Infanterie und vom roten Kreuz sind hier in großer Zahl. Ich mache einen Augenblick bei Vincennes Halt, an einer entzückend frischen und ruhigen Stelle, wo schon Soldaten ausgetretet auf einer grünen Wiese ruhen und das von der Luft und der Sonne verbräunte Gesicht in das frische Gras tauchen. Das Feuer und die Schläge haben keinen tiefen Eindruck bei ihnen hinterlassen. Sie erinnern sich nur, daß sie viele Tage lang so unendlich viel marschieren mußten, von 2 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Um die Umgebung durch den rechten deutschen Hügel zu vermeiden, ist nach Charleville ein weiterer Fußwechsellampf vom linken französischen Hügel ausgeführt worden, ein Kampf, der über acht Tage gedauert hat und in dem die Franzosen, weniger widerstandsfähig für lange Weichen, häufig geschlagen wurden und die Einkreisung nur vermeiden konnten, indem sie das Terrain angraben und diagonal gegen Süden abschnitten. Als man bei den Soldaten erfuhr, daß ich nach Paris ging, kamen in wenigen Augenblicken Hunderte von Briefen und Karten aus den Taschen hervor, einige wurden auch schnell noch geschrieben, die ich mitnehmen sollte. Ein junger Bursch, der schlief und von dem Lärm des Aufbruches geweckt wurde, gab mir seine Besuchskarte und bat mich mit Tränen in den Augen, ich möchte seinen Eltern mitteilen, daß es ihm gut ginge. Ein anderer, dem die Uebermüdung ein wenig den Sinn verwirrt haben muß, gibt mir einen Brief und flüstert mir mit erregter Stimme ins Ohr: „Meiner, Du wirst nicht nach Paris hineinkommen! Paris ist geschlossen. Du wirst schon sehen.“

In der Nähe von Creil steht ein Automobil; zwei Soldaten bitten mich, ich möchte Wasser holen, und als ich dieses einen Kilometer weit herbeigeschafft habe, zeigt es sich, daß nicht nur das Wasser der Maschine fehlt. Die beiden Soldaten gehen mit mir, daß sie das Automobil in Vincennes requiriert und nur Vergnügen hineingeworfen hätten. Das sei haben sie versprochen oder sie wissen nicht, wo sie es hinführen sollen. Es sind zwei Herren, die ihre Wagen in Paris führten, aber alle Sorgen dafür den Mechanikern überließen. Schließlich kam der Wagen doch wieder in Gang. In Creil, wo viele Reserve- und Territorialtruppen stehen, ist die Ueberwachung sehr streng. Die Straße über die Döle wird von acht Posten bewacht. Es ist eine kleine Eisenbrücke, die eine tragliche Bier von elektrischen Drähten und Explosivstoffpatronen erhalten hat. Es sind die letzten Lebensstunden der armen Brücke, die in wenigen Tagen in die Luft fliegen wird.

Wie kommen nun in den schönen Wald von Chantilly, der auch binnen kurzem verschwinden muß. In der Ebene von Sedan erleben sich zwei Norman-Flugzeuge, die Luftpolizei von Paris, die Barometervorstellung tut, um dem deutschen Flugzeug keine Angriffe unmöglich zu machen. Längs der Straße wird der Zug der Flüchtlinge, die nach Paris gehen, immer größer. Ein Jüngling von 14 Jahren auf dem Rade hält mich an und fragt mich nach mit Tränen in den Augen: „Wohin soll ich gehen?“ Ich sehe ihn überaus an und er zeigt mir eine lange Reihe von etwa zwanzig Wagen, die mit Frauen und Kindern beladen sind, und sagt zu mir: „Es sind alles unsere! Wir mußten fort, aber wir wissen nicht wohin.“ Der kleine Führer, der allein für alles verantwortlich und die einzige Stütze so vieler Schwachen ist, weint herzzerreißend. Ich habe ihm Rat zu machen und ihm den Weg zu zeigen, und auf einen Wink des kleinen Führers setzt sich die lange Wagenreihe wieder in Bewegung. Je mehr man Paris nähert kommt, umso mehr wächst die Nervosität, man hört, daß in der Hauptstadt die verschiedensten Gerüchte über die Lage umgehen. In Lagny-sur-Marne, weniger als 10 Kilometer von Paris, fragt mich ein Autabus des Fernverkehrs, ob man bis Creil vorbringen kann. Ob da — Gefahr wäre! Alle sind überzeugt, daß die Deutschen schon in Creil sind. Unter dem Vorwand, mich nach meinen Papieren zu fragen, halten mich alle Militärpersonen längs der Straße an, weil sie Nachrichten über die Stellung des Feindes haben wollen. Die Straße ist jeden Kilometer durch feindliche Hindernisse versperrt. Im Gürtel von Paris sieht man überall Posten. Auf allen Seiten sehe ich Soldaten und Arbeiter Gräben ausheben und Feldbahnen zur Beförderung von Munition und Material errichten, und ich denke an eine Mitteilung, die vor einigen Tagen erschien und in der es hieß, daß das verschanzte Lager von Paris schon vollständig ausgerüstet wäre! In Saint-Denis, d. h. an den Toren von Paris, sehe ich auf einem kleinen Hügel, von dem man den Horizont überblickt, viele Leute im Grate liegen, die mit Ferngläsern bespaßigt sind und den Himmel ablesen. Sie erwarten den Deutschen! Die Pariser sind immer dieselben: nachdem die erste Erregung vorüber ist, beherrscht sie vor allem die Neugier.

Der gekörte Weltpostkongreß.

Am 10. September sollte zu Madrid endlich der siebente Weltpostkongreß zusammentreten, nachdem die Eröffnung der Tagung schon wiederholt hinausgeschoben worden war, sowohl wegen des italienisch-türkischen Krieges, wie auch wegen des großen Balkankrieges. Nach dem Weltpostvertrag soll ein Kongreß spätestens fünf Jahre nach dem Inkrafttreten der auf dem letzten Kongreß geschlossenen Akte abgehalten werden. Der letzte Weltpostkongreß hat nun im Frühjahr 1906 in Rom stattgefunden. Seine Beschlüsse traten am 1. Oktober 1907 in Kraft. Demnach hätte der neue Kongreß schon spätestens 1912 abgehalten werden müssen. Er wurde aber zunächst auf 1913, dann auf 1914 verschoben. Und nun teilt das Organ des Weltpostvereins mit, daß er wiederum, und zwar „auf unbestimmte Zeit vertagt worden“ sei. Bei dem gegenwärtigen Weltbrand ist das selbstverständlich. Es werden gewiß, wie eingeweihte Kreise annehmen, einige Jahre vergehen, bis eine friedliche Beratung der Völker des Erdendrums über ihre gemeinsamen Postverkehrsinteressen wieder möglich sein wird.

Dieser neue Weltpostkongreß sollte übrigens — das ist hervorzuheben — von ganz besonderer Bedeutung sein. Denn zum erstenmal in der Geschichte anfaßt der Weltpostverein nun alle Länder mit regelmäßigen Posteinrichtungen. Auch China gehört ihm seit dem 1. September 1914 an und wollte den Kongreßberatungen nun als stimmberechtigtes Mitglied beitreten.

Mit Spannung erwarteten die Kreise von Handel und Industrie aller Staaten, daß auf diesem Kongreß endlich die brennende Frage des Weltpostverkehrs gelöst

würde, jenes einheitlichen Kilogramm Briefpostes, das für und Ausland dem gleichen Tarif unterworfen sollte. Man hoffte, das Weltpostkongreß würde im Januar 1915 in Kraft treten können, am demselben Tage, da 75 Jahre vorher (1840) in England das epochemachende unfehlbare Pennyporto eingeführt worden war. Daran ist ja nun jetzt gar nicht zu denken. Wir werden uns eben noch eine Weile gedulden müssen.

Die Wirkungen des Krieges auf das Buchdruckgewerbe.

Der Deutsche Buchdruckerverein bittet um Aufnahme folgender Ausführungen:

Der Krieg und die durch ihn herbeigeführten allgemeinen gesellschaftlichen Störungen haben auch das deutsche Buchdruckgewerbe auf das schwerste in Mitleidenhaft gezogen. Nicht nur, daß von seinen Angehörigen viele Hunderte von Buchdruckerbetrieblern und viele Tausende von Angestellten und Beschäftigten dem Rufe des Rufes zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes folgten, sondern es wurde auch den Buchdruckereien plötzlich durch Entziehung der Aufträge und Arbeiten der Lebensenergie unterbunden. Viele haben infolgedessen den Betrieb gänzlich einstellen müssen oder doch nur in beschränktem Umfang aufrecht erhalten können. Die nachteiligen Wirkungen des fast völligen Darniederliegens des Buchdruckgewerbes machen sich nun nicht nur bei den Großbetrieben, in denen bedeutende Kapazitäten angelegt sind, schwer fühlbar, sondern besonders bei den zahlreichen Klein- und Mittelbetrieben, die meist nur schwach fundiert sind und deren weiterer Bestand ebenso wie die Existenz der darauf angewiesenen Familien von dem Fortgang der Beschäftigung ganz und gar abhängt.

Eine weitere Folge dieser schweren Schicksalsschläge ist, daß in den wenigen Betrieben, die während des Krieges unter der Arbeiterschaft des Buchdruckgewerbes eine so weitreichende Arbeitslosigkeit angetreten ist, daß sie trotz der gewerkschaftlichen Hilfe viele in äußerster Notlage bringen muß, wenn ihr nicht bald gesteuert werden kann. Zehntausende von gänzlich Arbeitslosen sind vorhanden, darunter zahlreiche Familienväter, die in der nächsten Zukunft keine Aussicht auf Erwerb haben, ferner andere Lebensunterhalt, die auf halbe oder noch geringere Arbeitszeit gesetzt sind und infolgedessen in absehbarer Zeit ebenfalls Mangel leiden. Diese tief zu beklagenden Zustände beziehen sich nicht nur auf die gelehrten Gelehrten, sondern auch auf das zahlreiche Hilfspersonal, insbesondere die Arbeiterinnen, von denen jetzt viele Tausende ohne Arbeit und auch ohne Aussicht auf solche sind.

Von den deutschen Buchdruckerbetrieblern haben diejenigen, denen es möglich war, nach Kräften in diesen Notstand eingegriffen, indem sie den Familien der Einkommenslosen oder Beschäftigtenlosen Unterstützungen gewährten und oft unter den größten Erschwernissen ihre Betriebe in Tätigkeit zu erhalten suchten, um keine weiteren Arbeiterentlassungen vornehmen zu müssen. In der Einordnung haben sie an der im Frieden durch Jahrzehnte bewährten Tarifgemeinschaft mit dem Lohnratif festgehalten, also keine Absätze eintreten lassen.

Aber alle diese Opfervolligkeit kommt nur einem kleinen Teil der Arbeiterschaft des Buchdruckgewerbes zugute, dem Grundübel des jetzigen schweren Notstandes, der Gefährdung des Lebensunterhalts der Arbeiter und der weitreichenden Arbeitslosigkeit, vermögen sie nicht abzumildern. Der Abhilfe zu schaffen, das ist es, wozu es jetzt und in der Zukunft ankommt. Das einzige Mittel, mit dem das Uebel, unter dem Arbeiter wie Arbeitnehmer leiden, beseitigt werden kann, ist Arbeit! Dem Buchdruckgewerbe müssen wieder Druckaufträge zufließen, damit es für sich und seine Arbeiterschaft sorgen kann.

Diese Zuführung von Druckaufträgen ist nicht so schwer, als es für den ersten Augenblick scheinen mag, besonders da es unseren tapferen Armeen gelungen ist, den vaterländischen Boden von Feinden zu säubern und deren Wucherhandstreich zu brechen. Es braucht zunächst nur die vielen Aufträge wieder erneuert zu werden, die den Druckereien bei Ausbruch des Krieges entzogen wurden. Es braucht weiter die Geschäftswelt und insbesondere der Buchhandel nur in Erwägung zu ziehen, daß die Konsumkraft und Kaufkraft des Publikums mit dem Fortschreiten der Siege unserer Heere immer mehr wachsen wird, und daß der zu erwartende geistliche Aufschwung nach Niederwerfung der Konkurrenz unserer Feinde einen Bedarf von Geschäfts- und Reklamendruckungen mit sich bringen wird, den man als ganz außerordentlich einschätzen kann. Die staatlichen und kommunalen Behörden können zur Rebelebung des Buchdruckgewerbes ebenfalls viel beitragen dadurch, daß sie mit der Bedienung ihres Drucksachenbedarfs nicht zurückhalten. Das Buchdruckgewerbe setzt sich zum überwiegenden Teil aus Mittel- und Kleinbetrieben zusammen, die alle beschäftigt sein wollen, und es ist nur gerecht und billig, die behördlichen Druckarbeiten diesen, nicht den gefestigten Reichs- und Staatsdruckereien zuzuwenden. Nicht zuletzt kann bei der Zuführung von Arbeiten in die Buchdruckereien auch das große Publikum hilfreiche Hand anlegen; denn auch dessen Bedarf an Drucksachen ist im ganzen ein erheblicher.

Alles in allem gilt es also, dem Buchdruckgewerbe Arbeit zuzuführen, um die Arbeitslosigkeit einzuschränken, und ein jeder, der für antilich, gesellschaftliche oder persönlichen Bedarf Druckerarbeiten zu vergeben hat, sollte nicht säumen, den Buchdruckern über die schwerste Zeit hinwegzuhelfen!

Aus Stadt und Land.

Gießen, 14. September 1914.

Die Verlustlisten. Von zuständiger Seite wird dem Wolff-Bureau geschrieben: Das Zentral-Machweibureau des Kriegsministeriums, Dortheenstraße, wird noch immer mit Anfragen überhäuft, die zu beantworten es gar nicht in der Lage ist. Es sei daher auf folgendes hingewiesen: Als Material für Auskünfte über Angehörige des Heeres dienen dem Machweibureau alle Verlustlisten, die es von den Truppenteilen erhält, und dann die Rapporte der Lazarette. Da die Verlustlisten folglich nach Eingang veröffentlicht werden und in den Lazarettberichten die Namen der von den Truppen als vermisst gemeldeten naturgemäß noch später eingehen, ist es doch klar, daß man frühestens damit rechnen kann, über einen Angehörigen Auskunft zu erhalten, wenn man seinen Namen in der Verlustliste gefunden hat. Die manchmal laut werdende Ansicht, daß die Veröffentlichung der Verlustlisten vom Kriegsministerium aus irgendwelchen Gründen zurückgehalten würde, ist durchaus irrig. Jede von der Truppe hier eingehende Verlustliste wird so schnell wie möglich veröffentlicht. Wenn jetzt erst die Verluste veröffentlicht werden, die wochenlang zurückliegen, so liegt das daran, daß andere Truppen während der fortwährenden Kämpfe und Marschmärsche der ersten vier Wochen des Krieges eben keine Zeit gefunden haben, Verlustlisten aufzustellen. Zur Erledigung einer solchen Arbeit gehört doch ein Augenblick der Ruhe. Ein solcher ist vielen Truppen seit ihrem Ausrücken aber noch nicht beschieden gewesen, daher aber auch unsere Erfolge.

Streichung aus dem Verzeichnis der Studierenden. Auf Anordnung des Rektors der Landesuniversität sind folgende Studierende aus dem Verzeichnis gestrichen worden: a) Studierende aus Russland: Naal Abramowitsch aus Wilna, Jodidi Wane aus Jocki, Witold Wendtson aus Warschau, Meer Jiler aus St. Petersburg, Naal Np aus Kowno, Borach Jerochewitsch aus Wilna, Mer Jerochewitsch aus Fern, Solomon Kahan aus Drani, Lucie Kohn aus Warschau, Gofse Reizen aus Riga, Wolf Lichtenfeld aus Kowno, Jersia Lubicz aus Lodz, Mer Jachowitsch aus Warschau, Gustav Wenerowitsch aus Riga, Leon Wermann aus Tiflis, Naal Jachowitsch

Moros aus Kowno, Beno Kesseltrauf aus Kowno, Melante Reithaus aus Duden, Boris Pines aus Warschau, Samuel Reines aus Smorgon, Wita Rojensstein aus Liban, Michael Rojensstein aus Baku, Abraham Schindler aus Elisabethgrad, Joseph Segal aus Schkolen, Paul Sigit aus Riga, Pauline Steinhauer aus Lodz, Jakob Surich aus Kowno, Anna Umanska aus Glaterskolan, Rogate Werpe aus Kurland, Rojes-Meier-Wischniak aus Riga, Viktoria Wondrat aus Petersburg, Joseph Wulfschlag aus Friedrichshof, Sinaida Melit-Schah-Basorjan aus Schuschka, Gregor Petroff aus Pottawa. — b) Studierende aus England: Stephan Briden aus London, Wlad. Mich. Canden aus Reading, Leo Jung aus London, Marshall Montgomery aus Liverpool. — c) Studierende aus Serbien: Daniza Donschits aus Belgrad, Marissaw Jorunowitsch aus Bartschina. — d) Studierende aus Belgien: Jan Roest aus Antwerpen. — e) Studierende aus Japan: Sojo Jida aus Chiba.

Geldsendungen nach dem Auslande. Das Umrechnungsverhältnis für die in der Frankenwährung auszufeststellenden Postanweisungen nach fremden Ländern (Italien, Schweiz usw.) ist auf 100 Fr. = 84,25 Mk. (nach Nummern 100 Fr. = 84,25 Mk.) und das Umrechnungsverhältnis für Postanweisungen nach den Niederlanden und den niederländischen Kolonien auf 100 Gulden = 176,50 Mk. neu festgesetzt worden.

Postsendungen nach dem Auslande. Aus dem Wege über die Niederlande können vorläufig noch keine Postsendungen nach dem neutralen Auslande befördert werden.

Zeichnet die Kriegsanleihen!

Von der Post wird uns geschrieben: Jeder Landbriefträger führt auf seinem Beilegung ein Annehmehaus mit sich, welches zur Eintragung der von ihm angenommenen Telegramme, Wert- und Einschreibsendungen, Postanweisungen, Zahlkarten, gebührenlosen Pakete, Nachnahmeauftragungen und Zeitungsbestellungen sowie der zur Frachtförderung der Sendungen, zur Beilegung der Zeitungen und zur Beilegung von Wertsendungen ihm übergebenen Beträge dient. Ein gleiches Annehmehaus führt jeder Inhaber einer Postkassette für die bei dieser niedergelegten Wertsendungen. Es ist ausdrücklich, daß die Aufgeber die Eintragung der Sendungen in die bezeichneten Annehmehäuser eigenhändig besorgen oder sich wenigstens von der Buchung durch den Landbriefträger oder den Postkassetteneinhaber überzeugen. Da diese Bestimmungen noch immer nicht ausreichend bekannt sind, werden sie erneut zur öffentlichen Kenntnis gebracht.

Dem Marine-Verein Gießen, der das Gießen und Verenden von Liebesgaben an unsere braven Jünglinge nach der Wasserlinie gleichmäßig an alle Kommandos befragt, sind schon einige Dankschreiben zugegangen. Ein Schreiben, das dem Heil unserer Marine nicht trefflicher schaden kann, ist das vom Kommando S. M. S. „Delfin“. Das Schreiben lautet:

Gießen, den 9. September 1914.

Dem Marine-Verein Gießen sage ich im Namen der Besatzung S. M. S. „Delfin“ für die treuen Wünsche und die sehr willkommenen Liebesgaben herzlichsten Dank. Mithet bereit, warten wir hier der Stunde, wo wir die Probe auf unser Können siegreich bestehen wollen.

Als Kameradschaftlicher Gruß

ges. Käfel, Kapitän zur See und Kommandant.

Allen Gießern von Liebesgaben sei an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen. Weitere Gaben nimmt Georg Debreit gern entgegen.

Arns Wädigen.

Arns Wädigen, 12. Sept. Die Sammlung für das Rote Kreuz ergab nahezu 1500 Mark. Schon in den ersten Tagen des Krieges wurde hier ein Frauenbund ins Leben gerufen und ihm vorläufig durch freiwillige Beiträge 600 Mk. zur Verfügung gestellt. Damit sollen die Familien der ins Feld gezogenen Krieger unterstützt werden. Der Kriegerverein konnte an alle im Heere stehenden Wädigener, auch an die Nichtmilitärlieber, Liebesgaben. Von Frauen und Mädchen werden Strümpfe, Unterwäsche und Stäuben gestrickt; das Garn hierzu hat der Kriegerverein gestellt, aber viele Familien geben noch freiwillig Garn oder gestrickte Strümpfe. Wenn man bedenkt, daß Wädigen fast nur aus Arbeiterbevölkerung besteht und viele Männer und jungen Leute im Felde stehen, so muß man die Opferwilligkeit hoch anrechnen.

Deffen-Nachau.

F. C. Limburg a. d. L., 11. Sept. Die Städtische Kommission zur Ueberwachung der Lebensmittelpreise in Limburg a. d. L. protestiert öffentlich gegen die hohen Kartoffelpreise, die nach der amtlichen Notierung auf dem letzten Limburger Markt bezahlt wurden, nämlich für 50 Kilogramm Winterkartoffeln 3,00—3,20 Mk., im Kleinkauf für das Pfund 4—5 Pfg. Daß diese Preise noch so hoch sind, ergebe ein Vergleich mit den entsprechenden Septemberpreisen der Jahre 1913 und 1912 (2,00—2,50 Mark bzw. 3—4 Pfg. pro Pfund in 1913 und 2,30—2,50 Mark bzw. 2,5 Pfg. pro Pfund in 1912). Da die diesjährige Ernte an Winterkartoffeln anerkanntermaßen eine sehr gute und reiche sei und obendrein genügend billige Arbeiterkräfte zum Einholen der Kartoffeln zur Verfügung standen und stehen, muß erwartet werden, daß die Preise in Kürze mindestens auf die Preise der Vorjahre zurückgehen. Die Kriegslage dürfe keinesfalls zur Verteuerung der Kartoffeln, eines wichtigen Nahrungsmittels, führen und würden die zuständigen Behörden keinesfalls dulden, daß der Kriegszustand zur Erhöhung der Kartoffelpreise benutzt werde.

Quittung.

Für die Verwundeten unserer Marine spendeten weiter folgende Beträge: H. Mann 3 Mk., Renbent Danilak 5 Mk., Frau Regierungsrat Enck, Hungen, 5 Mk., Maxine Siebel, Merlau, 5 Mk., Geh. Volrat Prof. Dr. Bask 20 Mk., Geh. Schulrat Dr. Rausch 10 Mk., zusammen 48 Mk.; mit den früheren Spenden von 1305 Mk. gingen ein: 1356 Mark. — Den gütigen Gießern herzlichsten Dank. Prof. Böling, Goethestraße 19.

Gießener Straßkammer.

Gießen, 11. September.

Brandkister.

aus Freude am Feuer wurde der erst 15jährige Student Otto Otto H. aus Gießen. Dieser hat er das Kino besucht und dort in Vorfällen Brande gesehen, die ihm derart Freude bereiteten, daß er in ihm ein förmlicher Brand Feind zu sehen, lebendig wurde und so kräftig verschiedene Schuppen in Brand, dann Zeitungen in Briefkästen, ferner Gardinen an Korpussfenstern. Das Gericht verurteilte ihn unter Zuhilfenahme mildernden Umstände im weitestgehenden Maße, trotz des hohen Schadens, den das Verhalten desselben verursachte, wegen dreier Verbrechen der Brandstiftung und zweier Vergehen der Sachbeschädigung auf Grund der §§ 308, 303, 74, 57 StGB. zu zehn Monaten und zwei Wochen Gefängnis. Drei Monate Untersuchungshaft wurden angerechnet.

Vertagt.

auf den 22. d. M. wurde eine Sache gegen einen russisch-polnischen Bergarbeiter Johann D. wegen Diebstahls, weil der Zeuge in der Sache nicht erschienen war.

